

Teil 3: Unsere Helferinnen und Hausgenossinnen

Heute, am ersten Dezember 1940, sitze ich wieder in meinem Stabsquartier und bin in die soldatische Umwelt versetzt. Der Vormittag trug anderes Gepräge: Ich nahm an der Jahrestagung der Inneren Mission in Württemberg teil, diesmal als bloßer Zuhörer und Zuschauer. Die Sorgen und Nöte unserer Liebesarbeit an den Gefährdeten, Alten, Kranken – meine eigentliche Lebensarbeit seit dem Ruf in die Innere Mission – steigen vor mir auf, aber stärker, eindrücklicher bleibt der Ruf zur Tat, zur Barmherzigkeit und zum Liebesdienst. Es muß zwar nicht immer die organisierte Tätigkeit sein; unserem Mitmenschen «Nächster» zu sein, ist Alltags- und Einzelruf. Vielleicht liegt in dieser Forderung des Herrn und Meisters auch für mich der tiefste Grund, von den Menschen etwas aufzuschreiben und meinen Kindern damit die Erinnerung an die Menschen zu erhalten, die uns als Helferinnen im Haus «Nächste» gewesen sind und denen wir es auch sein wollten. Sie haben es wohl nicht immer leicht gehabt, denn wir «Herren» haben unsere Launen, Schwächen, Fehler. So sollen diese Zeilen wenigstens ein Stück Abbitte sein aus dankbarem Herzen.

Auch sie gehören zum täglichen Brot. Das schmeckt als Bauernbrot auf die Dauer besser und ist zuträglicher als Zuckerbrot. So dürfen wir es im Rückblick auf vergangene Lebensjahrzehnte mit Dankbarkeit sagen: Unsere Helferinnen – mag man sie nun Magd oder Hausgehilfin oder Haustochter heißen – waren fast alle Bauernbrot, manchmal ein wenig altbackenschimmelig, auch etwas sauer und grob, aber verlässlich und zuträglich.

«Mi hot mei Tante ledig ghätt»

Den Reigen dieser unserer Hausgenossinnen, die Helferinnen waren, möge Rosa Regius eröffnen. Ein Name, der klingt und bedeutsam ist. Wenn man statt Rosa oder Rosalia – so hieß sie wohl ursprünglich – eine Rose Regius daraus machen würde, dann wäre es ein Name, würdig einer Romanheldin. Das war sie allerdings in Wirklichkeit nicht, weder äußerlich noch innerlich. Äußerlich eine bekleidete Bohnenstange, aus der Jahrhundertwende der Kleidung nach, dem Lebensalter nach einige Jahrzehnte vorher, ohne Zweifel im kanonischen Alter. Trotzdem hielt sie es als gute, ledige Katholikin – ob sie eine Jungfrau war, weiß ich nicht – für angezeigt, vor dem Antritt der Stelle bei uns den katholischen Pfarrer als ihren Beichtvater um seine Genehmi-

gung zu fragen. Sie habe einen «Neffen»; es wurde gemunkelt, er stehe der Tante noch näher. Ob er es gewesen ist, der einstens beim Schuleintritt auf die Frage des Lehrers nach Vater und Mutter antwortete: *I han koin Vatter und koi Muader, mi hot mei Tante ledig ghätt*. Ob es dieser «Neffe» gewesen ist, weiß ich nicht.

Der katholische Pfarrer scheint keine Bedenken gehabt zu haben. Jedenfalls trat sie ihren Dienst bei der Frau Pfarrer – ein Begriff, der ihrer katholischen Einstellung fremd, vielleicht sogar anstößig war – mit fröhlichem Gesicht und flinker Hand an. An unserer Tochter Inge hatte sie als Altledige eine besondere Freude. Und bei dieser Betreuung von Inge lernten wir schwäbische Worte, vorher uns unbekannt. Inge wurde von ihr *rüabig ond hofelig* in Windeln gewickelt und in einen Waschkorb gelegt, nicht einmal eine Krippe stand uns in den ersten acht Tagen zur Verfügung. Für die Kindsmutter war Rosalia ebenso besorgt, bei Nacht schnarchte sie allerdings durchdringend. Wenn ich nach Großengstingen, wo Inge geboren worden war, auf Besuch mit Lebensmitteln kam, legte sie mir als erstes



Immanuel Fischer (1888–1962) mit seiner Frau Marta und den Kindern Inge und Richard als Pfarrer in Hausen an der Lauchert im Jahre 1926.

meine Tochter auf den Arm und war sichtlich enttäuscht, keinen stärkeren Gefühlsausbruch mit Küssen und Kosen hervorzuzaubern, sondern nur sachliche Feststellungen. Wir waren jedenfalls froh an dieser gutmütigen Kindsfrau und nahmen sie nach Hausen an der Lauchert mit, bis die erwartete Pfarrmagd erschien. In Hausen hat dann die Rosalie in Küche und Holzstall nebenher sich betätigt: Spätzle einlegen, Büschele machen waren ihre Spezialitäten.

Sie fühlte sich wohl im evangelischen Pfarrhaus und hat ihrem Beichtvater, nach dem sie sich zusehends sehnte, keinerlei belastende Sünden beichten müssen – läßliche Sünden wird sie auch in katholischer Umgebung nicht ganz vermieden haben. Ob sie die Teilnahme am evangelischen Gottesdienst als eine «Sünde» gebeichtet hat oder zu beichten hatte, weiß ich nicht. In unserem Gästebuch hat sie unter ein paar Reimen von mir ihr zu Ehren mit ungelinker Hand ihr Rosalia Regius eingetragen. Und wenn später ihre Person uns mählich entschwinden ist, so sind wir ihr doch dankbar und sehen in ihr eine getreue Hausgenossin, die als fromme Katholikin vielleicht auch einen freundlichen Schimmer des «ketzerischen» Pfarrhauses in sich aufgenommen und weitergegeben hat. Vom katholischen Ortspfarrer hatte seinerzeit Rosalia acht Tage Aufenthalt im evangelischen Pfarrhaus genehmigt erhalten – neun Wochen war sie bei uns; also muß es zum Aushalten gewesen sein. Ihr Lob ist im Gästebuch gesungen.

Marie – eine muskelstarke Helferin

Ihre Nachfolgerin war schon eingetroffen, Marie Mauser – also die beiden ersten Helferinnen mit Stabreimnamen! Da konnte es nicht fehlen! Marie stammte von der Münsinger Alb, aus dem Pfarrdorf Gomadingen. Dort hatte unsere Frau und Mutter Martha in den dürren Kriegsjahren sich zeitweise aufgehalten und etwas zugelegt, ohne allerdings über das «Schneidergewicht» hinauszukommen. Die Familie Mauser hatte eine mittlere Landwirtschaft, der Vater war zudem Gestütswart. So hätte es Marie eigentlich nicht nötig gehabt zu «dienen», aber sie wollte auch hinauskommen und etwas lernen. Ein Jahr nur war sie bei uns, dann wurde sie wieder heimgerufen.

In Hausen und im Haus hat sie sich bald und gut eingefunden. Als Äblerin verstand sie sich auf die Hausemer, und wir selber wurden auch ein wenig «hausemerisch». Wir fingen an, in diesen Notjahren nach dem Krieg, ein wenig uns selber zu versorgen: Wir hatten den Garten beim Haus – eine Wildnis



Hilde Wahl und Marta Lorch, die einzigen Konfirmandinnen Pfarrer Fischers im Jahr 1921.

beim ersten Anblick, also Arbeit für einen ehemaligen bosnischen Pfarrvikar –, dann ein Krautland mit einigen verkrebsten, abgängigen Bäumen ohne Ertrag, ebensolchen Träubleshecken. Zunächst wurde der Garten gerodet, neue Einfassungen gesetzt, ausgehackt und verbrannt. Meine Hausemer sahen es mit Wohlgefallen: *Macht's warm, Herr Pfarr?* war die ständige Ansprache der am Garten Vorüberziehenden; die Dorfkinder selber schauten durch die Latten stundenlang und unentwegt zu, mit den ganz Kleinen auf dem Arm. Der hier vergossene Schweiß war ohne Zweifel das beste Bindemittel zum Dorf, denn sie sahen im Pfarrer ein Stück Bauerntum. Kein Wunder, daß sie mich für einen gelernten Gärtner hielten und im Lauf der Zeit meinen Rat und meine Hilfe einholten. Bei diesen ländlichen Grab- und Rodungsarbeiten war Marie eine gewichtige, muskelstarke Helferin – nach Meinung der Frau Pfarrer wurde sie zu sehr im Garten beschäftigt statt im Haus. Aber auch hier stellte sie ihren Mann: waschen, putzen lief ihr von der Hand. Mit dem männlichen Teil der Hausemer Dorfjugend nahm sie trotz mancher Versuche zum «Bekanntschäftlesmachen» keine Fühlung auf, sie hielt auch gut zum Pfarrhaus und der Pfarrfamilie und war keine Schwätzerin beim abendlichen Wasser- und Milchholen.

Mit ihren landwirtschaftlichen Kenntnissen war sie auch als Aushilfe zusammen mit dem Pfarrherrn erwünscht. So haben wir im Morgenrauen manche Kleeäcker und Wiesen gemäht. Der Garten war nach ihrem Weggang im Blei und das Haus in Ordnung. Inge war ihr Liebling und wurde gut versorgt. Nach einem Jahr Dienst wurde sie wieder wegen Krankheit der Mutter heimgeholt. Sie kam später auf kurzen Besuch nach Hausen und Murrhardt, in letzteren Ort vornehm mit dem Kraftwagen, den ihr Bruder, aktiver Feldwebel oder Wachtmeister, sich erworben hatte. Heute wird sie eine rundliche Frau Mauser sein – sie brauchte nicht einmal den Namen zu wechseln – und ihren Gestütswart samt Kindern, wenn sie welche hat, betreuen. Ich habe sie in den letzten zwanzig Jahren nicht mehr gesehen, und ein Briefwechsel hat sich nicht ergeben mit Ausnahme der üblichen gedruckten Glückwünsche zum Neujahr, die eben nur ein Lebenszeichen und nicht mehr sind.

Dorle – die fröhliche Magd

Es steht vor mir das Bild unseres Dorle Ulmer, der dritten Helferin im Pfarrhaus 1920/21. Sie stammt aus dem Schuhmacherhaus am Bach in Hausen an der Lauchert. Der Vater betrieb das gelernte Handwerk zwar nur noch für den Familiengebrauch,



Frühjahr 1921: Von links Marta Fischer mit Tochter, Pfarrverweser Emil Meier und Dorle Ulmer, die «fröhliche Magd».

blieb aber zeitlebens der Bachschuhmacher. Für gewöhnlich betrieb er seine kleine Landwirtschaft. Seine Frau war eine stille, besinnliche, innerlich angefaßte Persönlichkeit. Die zahlreiche Familie war erwachsen, nur die zwei ledigen Töchter, Christine und Dorle, waren noch zu Hause. Das *Christeile* war eine eifrige Helferin in der Kinderkirche und ein treues Gemeindeglied, die für die äußere und innere Mission sammelte und so nie versagte. Dabei war sie ein wenig das Gewissen für den Pfarrer und seine Familie, vielleicht ein wenig enges Gewissen. So erinnere ich mich, daß sie mir den unbedachten Ausdruck *ach Herrje!* sanftmütig vorhielt als einen Mißbrauch – und ich habe ihn mir von da ab abgewöhnt. Das Dorle war weniger erzieherisch; kindlich froh, immer vergnügt lachte sie viel. Ihre Mutter mahnte sie oft: *Mädle, wenn du noch soviel weinen mußt als du lachst, dann geht es dir noch schlecht im Leben.* Aber das Dorle hat trotzdem gelacht, und so ist sie mir in Erinnerung als die fröhliche Magd.

Fröhliche Menschen sind auch nach außen aufgeschlossen, Dorle machte keine Ausnahme, sie war oft nur zu gesprächig, ohne allerdings die Pfarrersleute zu verschwätzen. Ihre Sprachbegabung war weder erwecklicher noch erzieherischer Art. Ganz im Gegensatz zu ihrer älteren Schwester Anna, die in Ebingen eine Hauptstütze und Sprecherin des «Zionshügels» war. In ihm hausten ledige Jungfrauen jeglichen Alters, die ihre Ehelosigkeit als besonders verdienstlich ansahen und anderen nahelegten. Kirchengeschichtlich würde man sie den «Pfingstlern» zuschreiben mit starkem eschatologischem Einschlag. So glaubten die beiden Leiterinnen an ihr «Entrücktwerden». Daraus ist allerdings nichts geworden, jedenfalls ist die eine Schwester eines natürlichen Todes gestorben. Das Haus der «Zionshügel» war vorbildlich geleitet und nicht wegen «allzugroßer Christlichkeit» schlecht imstand. Man lebte auskömmlich und geordnet. Inzwischen ist der «Zionshügel» der nationalsozialistischen Diesseitigkeitsbestrebung zum Opfer gefallen. Die Anna hielt im ganzen schwäbischen Land Stunden mit gewaltiger Bußrede und sammelte sich einen Kreis religiös angefaßter Mädchen und «Altledigen», die aus Überzeugung oder aus Mangel an einem geeigneten Ehepartner, vielleicht auch aus enttäuschter Liebe, sich ihr anschlossen. Das Dorle selber hätte wohl schon geheiratet und diesen Sündenfall wie ihre anderen Schwestern auf sich genommen, aber es fand sich keine Gelegenheit – bis heute. Trotzdem ist sie die fröhliche Magd geblieben. Besonders Inge hing ihr mit erster Kinderliebe an, wohl noch mehr als dem Vater. Immer war sie bei Abwesenheit am Bach zu finden bei ihrem *Dole*,



Blick vom hohen Felsen auf das Alb- und Pfarrdorf Hausen an der Lauchert.

dem *Ähne* und der *Ahne*, so nannte sie die Bachschuhmacherseltern. *Dole leibe*, beim Dorle bleiben, das waren ihre ersten zusammenhängenden Worte, der erste Wunsch und Wille.

Im Bachschuhmacherhaus war sie ebenso zu Haus wie im Pfarrhaus. Da kannte sie sich in Stall und Scheuer, die bei Hochwasser meistens mit Wasser gefüllt waren, wie auch in Stube, *Kahmer*, also Schlafkammer, Küche und *unter den Platten* aus. *Unter den Platten*, das heißt unter dem Dach, schliefen das Dorle und das Christeile. Wenn bei Überschwemmung unten das Wasser der Lauchert zu den Kühen hereinflutete, so trieb im Winter der Schnee sich durch die Dachplatten auf die hochgetürmten Töchterbetten. Und das aus «weltlicher» Vergangenheit stammende *Konzert* oder *Korsett*, das unter einem Dachsparren eingeschoben sich noch vorfand, wird die frühere Wärme des jungfräulichen Busens schmerzlich vermisst haben. Zu unserer Zeit war Dorle nicht mehr eitel, es war auch Inflationszeit, und so trug sie das ganze Jahr, in dem sie bei uns zur Aushilfe war, ein papierernes Gewand am Werktag.

Pfarrer Fischer wird nach Dußlingen deligiert, in Hausen amtiert ein Pfarrverweser

Dorle hatte neben Inge auch einen männlichen Pfarrhausbewohner unter ihre besondere Obhut genommen und ihm ihre Marthaliebe zugeeignet. Das war nun nicht etwa ich selber, sondern der Pfarrverweser Emil Meier, Winter 1921/22 mein Stellvertreter in Hausen. Ich war in diesem Winter dem eindringlichen Ruf des evangelischen Oberkirchenrats und dem freundschaftlichen Nachdruck meines Reutlinger Dekans, des heutigen Landesbischofs D. Wurm, gefolgt und hatte mich für «unständige» Verwendung auf einer größeren Pfarrei zur Verfügung gestellt. So lebte ich allein mit Tisch, einem Stuhl und einem Bett sowie Feder und Tinte im geräumigen Pfarrhaus in Dußlingen bei Tübingen. Sein Ruf ist nicht besonders gut in der Umgebung, davon zeugt noch heute das geflügelte Wort: *Hannesle, gang net auf Dußlengle nah!* Es gab dort Wilderer und andere Übeltäter, die meistens auf dem «gottlosen» Flügel wohnten. Aber sie waren in der Minderheit, nahmen übrigens den Pfarrer stark zu Haus taufen heran und bewirteten ihn freigebig mit Rehbraten beim anschließenden Taufschaus. Die übrige Gemeinde war um so mehr bestrebt, den schlechten Ruf zu entkräften. Ich war von viel Liebe umgeben, schwamm trotz teurer Zeit in Milch, Butter und Eiern und hatte in der Kirche eine ansehnliche Gemeinde.

Aber ich wollte eigentlich von meinem Pfarrverweser Emil Meier berichten, nicht von mir als Pfarrverweser in Dußlingen. Aber da beides zeitlich und sachlich zusammenfällt, gehört es zusammen. Unserem Onkel Emil, so nannte ihn Inge, ging es als stellvertretendem Haus- und Pfarrherrn nicht schlecht. Er war mir seit Jahren vertraut; hatten wir doch miteinander im Jahr 1902 das Landexamen gemacht und bestanden, er als einer der Göppinger, die vom Meisterprofessor Dr. Grunsky gedrillt waren und daher als gefährliche Konkurrenz galten. Allerdings wäre es für seine Anlage und Entwicklung wohl besser gewesen, er wäre nicht so gedrillt worden und im Landexamen durchgefallen. Es fehlte ihm eine schöpferische und sprachliche Begabung, er war ein Mann der Sachlichkeit und Schlichtheit, ging schwer aus sich heraus, hatte wenig Phantasie und rang mit dem Ausdruck. So hatte er Minderwertigkeitsgefühle; den Konkurs bestand er nicht trotz allen Fleißes und aller Treue im Lernen, kam aber später ins Stift durch den Austritt und das andere Studium von Kompromotionalen. So wurde er doch stud. theol. und kam durchs theologische erste Examen, war Vikar, diente als Soldat,



«Hausemer Leut: Hochzeit Bulach – Rosa Müh» steht als Bildunterschrift unter diesem Foto im Album von Pfarrer Immanuel Fischer.

kam an die Front und in englische Gefangenschaft. Es sei seine angenehmste Zeit gewesen, denn da habe er nur das tun müssen, was man ihm befohlen habe und was mehr Arbeit mit den Händen als mit dem Kopf gewesen sei.

In Hausen mit seiner kleinen Gemeinde, den artigen Schülern und noch bräueren Schülerinnen, fühlte er sich wohl. Seine Predigten, die er schriftlich ausarbeitete und wörtlich las, wurden von der Gemeinde mit Verständnis und Wohlwollen angehört, zumal sie kurz waren. Und wenn er eine Christenlehre aus irgendeinem triftigen oder schwachen Grund ausfallen ließ, dann hatten die «Ledigen» nichts dagegen und freuten sich mit ihm. Allerdings schwante den Ledigen, daß später ein anderer Wind pfeifen könnte. Mein damaliger rauhbautziger Schulzensohn faßte es in die klassischen Worte: *Jo, dr Meier wär scho recht, aber bacht, bis dr Fischer wieder kommt.* Dorle wetteiferte mit der Pfarrfrau, dem Herrn Pfarrverweser das Hausemer Leben erträglich zu gestalten. Es war wohl seine letzte Freude. Als ich wiederkam, erbat er sich Erholungsurlaub. Den Willen zum Umsatteln hatte er, aber nicht die Kraft. Vielleicht setzte ihm auch seine Mutter, eine Witwe, und seine gescheite Braut zu, ein Pfarramt möglichst schnell zu erlangen. Niemand sah in ihn hinein, welche inneren Nöte er auf sich lasten hatte, mit denen er nicht fertig wurde; am Tag vor dem Antritt

einer neuen Pfarrverweserei nahm er sich das Leben. In einem der Bücher, die ich aus seinem Nachlaß erwarb, fand ich das Wort von Hebbel auf einem Zettel geschrieben: *Schenke denn, der über uns wiegt mit seiner Waage, jedem Lust zu seinen Freuden, jedem Mut zu seinen Leiden in die neuen Tage!*

Therese – eine Bäuerin im Pfarrhaus

Unsere dritte Helferin aus Hausen war Therese. Mit ihr bin ich Bauer geworden. Der Pfarrgarten wurde mehr nach landwirtschaftlichen als gärtnerischen Gesichtspunkten angebaut. Auf dem Krautland wurden Mohn und Gerste gepflanzt – letztere für den neuengerichteten Hühnerhof. Den selbstgepflanzten Mohn trug Therese in die Ölmühle zu Pfullingen, um beim Schlagen dabeizusein. Gewiß kam so das ganze Quantum ohne Abzug als Öl zu uns zurück. Die Gerste wurde eigenhändig geschnitten und heimgeführt auf dem zweirädrigen Handkarren. In der Pfarrscheuer wurde sie gedroschen; meine Mutter half auch mit, als sie auf Besuch war. Für das Dorf ein lieblicher, wohl lautender Vorgang: *Dr Pfarr drischt.* Im Dreiertakt klang es ins Dorf. Nur beim Vierertakt – meine Frau versuchte auch mitzudreschen – gab es Disharmonie, und wir kehrten zum Trio im Dreschen zurück. Ein Kartoffelland wurde gepachtet. Beim Hacken

wurde der eben zu Besuch anwesende Dr. med. Walter Schlör mit eingestellt. Nach einer Viertelstunde angestregten, gebückten Hackens und Jätens fragte er: *Muß so der ganze Acker gehackt werden?* Nach einer weiteren halben Stunde erklärte er: *Das ist ja ein Saugeschäft.* Und nach einer Stunde hatte der junge Assistenzarzt an der Tübinger Anatomie Blasen an seinen Händen und erging sich in Betrachtungen, daß bei solcher Sisyphusarbeit die Kartoffeln viel zu billig seien und mindestens das Doppelte gelten sollten.

Der Therese lag alle bäuerliche Arbeit, und ich mußte mich schlauchen, um ihr bei dieser Tätigkeit die Stange zu halten. Sie war so sehr auf unseren Nutzen aus, daß sie handelte und immer neue landwirtschaftliche Betriebe aufmachte, zum Beispiel Tabakbau. Bei dieser Gelegenheit lernte ich vom Nachbar und Küfer Schick, dem Allerweltsgscheidle und Bästler, auch das Stumpenmachen: Deckblatt, Umblatt, Wickel. Nur rauchen konnte ich dieses eigene Erzeugnis nicht, obwohl ich sonst im Nikotingenuß kein Schwächling bin: Eine halbe bis dreiviertel Stumpenlänge eigener Provenienz machte mich «durmelig». Nur Schick meinte: *Herr Pfarr, wenn ich nur ein Mill von ihren Stumpen hätte!* Er war eine ausgepichte Raucherseele und niemals k. o. Meine Stumpen aus der Inflationszeit hat er dann restlos geraucht, ohne Schaden zu nehmen. Vielleicht waren die Pfarrerstumpen deswegen so stark, weil sie nicht vorher zum Gären – wissenschaftlich heißt es fermentieren – in den Mist eingegraben wurden wie von Thereses Vater. Der so behandelte Tabak, so verriet uns Therese, habe allerdings *gschmackt*, also gerochen.

Die Hausemer hatten aber doch nicht recht, wenn sie meinten, die Therese mache den Pfarrer mit ihrer Baurerei noch zum reichen Mann. Nächstdem werde der Pfarr noch eine Kuh einstellen. Ich hatte an den Hühnern und ihren Kalkbeinen genug, die wir einmal mit Seife und Zahnbürste behandelten. Aber dank Therese hatten wir auch in diesem Inflationsjahr, wo die Millionen zu Milliarden und die Milliarden zuletzt zu Billionen und endlich einer bescheidenen Rentenmark wurden, keinen Mangel. Wir bekamen mancherlei Nahrhaftes, namentlich Metzelsuppe, im Winter geschenkt. Therese pflegte sie sachkundig zu begutachten und gelegentlich zu erklären: *Die Soundso hätten auch eine bessere Metzelsuppe schicken können und net so <bhüb> tun sollen, dene ihr Sau hot drei Zentner gwoege.* Wir pflegten auch unser Brot selber im Gemeindebackofen – unter dem Rathaus – zu backen. Therese verstand sich auf das «Einkicken», das Einbrennen, und «Hudeln», das Ausreiben mit nassem Lappen an einer Stange

des Backofens, auf das Einschießen und darauf, ob man besser zum dritten oder vierten mit dem Backen dran war. Als die ledigen Burschen beim Backen ihr einen Schabernack spielen wollten, auf dem Ofen sich versteckten, mit Steinen unsichtbar warfen und greuliche Unterweltstöne von sich gaben, war Therese ohne Furcht und stocherte die Ledigen unsanft mit dem Brotschießer vom Backofen herunter.

Sophie – eine fleißige und schwermütige Hausgehilfin

Unsere vierte Helferin aus Hausen, die sechs Jahre ständig bei uns war und später noch manche Woche bis heute, war Sophie Bez. Ich sehe sie vor mir, als sie von ihrer Mutter vorgestellt wurde: in sich gekehrt, nur auf Fragen antwortend, still und geniert, ein wenig *hintersinnig*, wie es die Hausemer nennen. Ihre äußere Erscheinung war schlicht und einfach, das Gesicht versonnen, eine etwas niedrige Stirne durch den Haaransatz, die Haare selbst in der Mitte gescheitelt, regelmäßige Züge und eine Zahnücke vorn. Später trat die Lücke nicht mehr in Erscheinung, so daß Richard den Wunsch aussprechen konnte, auch so geschickte Zähne zu bekommen wie Sophie, *die wo man in ein Wasserglas legen könne.* So war Sophie äußerlich und innerlich die prädestinierte Pfarrmagd. Seither war sie in einem kinderreichen Samenhändlerhaus in Gönningen jahrelang seit ihrer Konfirmation streng eingespannt gewesen, daher vor ihren Jahren verschafft und verbraucht. Ihren Lohn hatte sie fast ganz all die Zeit nach Hause gegeben. Die Eltern waren rechtschaffene, grundehrliche Leute mit sieben Töchtern und einem Sohn. Bei allen zeigte sich ein Wesenszug, der in der Linie der Schizophrenie lag. Der Vater, genannt Erpfinger Frieder, denn von Erpfingen stammte die Familie und war in Hausen zugezogen, von Haus aus Schuhmacher, mit seiner grundgütigen, weltfremden Frau war *gspäßig*. Im Leben hatte er es äußerlich zu nicht viel gebracht, das Ererbte war durch ungeschicktes, auch eigensinniges Handeln verloren gegangen. Vom Pferd und von den Kühen war die Familie auf die Geiß gekommen. Und dabei ist es geblieben, wie auch beim Häuschen am Bach mit dem Gärtchen und einem Kartoffelacker. Die Töchter waren alle in Stellungen. Wenn ich die Familie charakterisieren soll, könnte man sagen: gute Christen, aber schlechte Musikanten. Es fehlte die Energie, die Übersicht, die Zielstrebigkeit. Wenn die Hausemer die Kartoffeln schon hackten, dann fingen die Bezens mit dem Stecken an, wenn die andern das Öhmd machten, dann waren der



Auf der Steige: Winter auf der Schwäbischen Alb, hier in Hausen a. d. L.

Erpfinger Frieder mit den Seinen am Heuen. Es fehlte der Schuß Eisen im Blut bei aller Anständigkeit und charakterlichen Unantastbarkeit.

Ich wollte einmal reformatorisch tätig sein und machte den treuen Stundenmann und Kirchgänger Bez zum Mesner. Ein paar Wochen ging's, wenn auch oft genug der Frieder nicht ging: Er konnte minutenlang die Hand beim Abschied nicht loslassen, sah immer wieder stehenbleibend herum, bis er endlich den Rang zum Abgang fand. Aber auf einmal wurde morgens statt um fünf Uhr erst um halb sechs und sechs Uhr, ja noch später und gelegentlich gar nicht geläutet. Das ganze Dorfleben schien ins Wanken und in Verwirrung zu geraten. Ernste Vorstellungen meinerseits beim Frieder, den ich amtlich zu mir bestellte. Aber er lächelte nur ein wenig harmlos, mehr boshaft und erklärte mir: *Der Geischt habe ihm das Läuten so eingegeben*. Ich meinte, das sei gewiß der heilige Geist nicht gewesen, sondern der Geist der Faulheit. Aber diese Vermahnung half nur kurze Zeit. Eine dramatische kirchliche Szene brachte seine Absetzung als Mesner. Der Gemeindegang hatte begonnen. Mesner Bez stand in seinem Windmachergehäuse an der Orgel. Auf einmal ein paar verschwimmende Akkorde, die

Orgel schwieg, die Gemeinde auch. Ich wurde in meiner Sakristei unruhig. Draußen hörte ich ein für die Kirche lebhaftes Reden des Organisten. *Ha no, was ischt denn dös? I glaub, der tritt nemme*. Und die nicht gerade sanfte Ermahnung: *Mach, daß tritscht!* Aber der Frieder trat nicht auf seine Windbalken, stand hartnäckig-störrisch in seinem Winkel. Unchristliches Gemurmel von der Männerempore, Gekicher der Jugend, Gewisper der Frauen. Ich stiege aus der Sakristei heraus, aber schon war der massive Samuel Lorch von der Empore, Brustholz genannt, heruntergetappt, hatte den Frieder am Kragen genommen – freiwillig wich er nicht von seinem Posten – und außerhalb seines Orgeltreterwinkels abgesetzt. Dann trat er selber die Windbalken, und der Frieder setzte sich im Lauf der Zeit harmlos-heimtückisch vor sich hinlächelnd auf eine Bank, nachher feierliche Sitzung und Absetzung des Frieders als Mesner. Samuel Lorch, der Helfer in der Not, wurde sein Nachfolger. Er liebte den Most und schwitzte beim Windmachen in Strömen, aber es ging. Also so und ähnlich war der Frieder mit seinem geflügelten Wort *'s lot se mache*, meistens machte er es aber nicht.

Frau Bez war eine liebe, grundgütige Frau, die ihren

Frieder hoch in Ehren hielt ob seines geistlichen Wesens, den Karren allein mit den Töchtern zog, aber, wie gesagt, nicht recht vorwärts brachte, fleißig war, aber nicht fertig wurde, sich abrackerte und nichts erreichte. Es hieß, der «fromme» Frieder schlage gelegentlich seine gutmütige Ehehälfte, wahrscheinlich gab ihm das der böse Geist ein, doch hat Frau Bez nie bei uns geklagt, sondern ihren Mann immer in Schutz genommen und verehrt ob seines geistlichen Wesens und seines Betens *so recht von inne raus*. Heute ist der Frieder tot und ruht auf dem Hausemer Bergfriedhof. Hoffentlich verschläft er nicht die Morgenglocken der Ewigkeit, wie er einstens sein Morgenläuten verschlafen hat. So hatte Sophie Bez einige elterliche Erbmasse, die ihr und auch uns nicht immer das Zusammenleben und Zusammenarbeiten erleichterte. Schon morgens fing es an, Sophie wurde mit ihrer Toilette nicht fertig. Nicht als ob sie besonders eitel gewesen

wäre, aber sie brachte eben nichts hinter sich. Sie war fleißig und willig, aber unselbständig. Grundehrlich und kinderlieb sorgte sie für uns alle, aber man mußte gradeso für sie selber sorgen. Abends wurde sie nicht fertig, obwohl sie den ganzen Tag über tätig war, zeitweise war sie sehr empfindlich, schwermütig und sah einen so stur an wie ihr Vater, dann konnte sie wieder sehr rechthaberisch sein. Aber doch haben wir sie besonders gern gehabt und sind heute noch mit ihr am innigsten von allen unseren Hausgehilfinnen verbunden. Eine Art Nervenleiden, das sich in langsamer Unterernährung der Hände anzeigte, brachte ihr eine kleine Rente, und nun lebt sie daheim bei Mutter und Schwester. Diesen Haushalt kann sie meistern und dabei sich auf einen Besuch bei uns freuen. Denn das ist ihr immer eine Oase auf ihrer eintönigen Lebensreise. Mögen ihr immer Kraft und Freudigkeit zum Leben und Leiden geschenkt werden!



Hausen an der Lauchert im Reif, aufgenommen 1925 vom Eichhaldentweg aus.